

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Wie schön ist Gottes Welt

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

ging es über die glitzernde Schneefläche dem königlichen Schlosse zu, um der geliebten Fürstin die mit so viel List und Schlaueit und tollkühnem Wagemut erbeutete Krone zu Füßen zu legen.

In derselben Nacht hatte die Königin-Witwe Elisabeth einem Knaben das Leben geschenkt. Obgleich es ein schwaches, nur mit Aufgebot der größten Mühen am Leben erhaltbares Kind war, so brachte die Kunde von dessen Geburt der königlichen Partei doch große Erstarkung. Das Volk jubelte seinem landeseingeborenen gesetzmäßigen König zu und forderte dessen sofortige Krönung.

Die Jagellonen-Partei ließ sich hierdurch aber nicht einschüchtern. Mit bewaffneten Truppen zog der Führer dieser Partei, der Paladin Hedervary, vor die Bisegrader Burg und verweigerte die Herausgabe der heiligen Stephanskronen. Welche Verblüffung bemächtigte sich aber der Jagellonisten, als am 15. Mai 1440 der königliche Knabe — in der Geschichte als Ladislaus Posthumus bekannt — vom Fürstprimas von Gran mit dieser selben heiligen Stephanskronen mit feierlichem Pomp zum Könige von Ungarn getront wurde!

Trotzdem aber riefen die Unionisten den Polenkönig Ladislaw III. ins Land und erwählten ihn zum König von Ungarn. So entstand im Innern des Landes ein blutiger Bürgerkrieg, in dem Ungarn gegen Ungarn um den König kämpften, während an den Grenzen des Reiches die ungarischen Waffen sich gegen die fortwährenden Einbrüche der Türken wehrten. Erst nachdem Ladislaw III. 1444 bei Varna gegen die Türken fiel, konnte Ladislaus Posthumus, der Sohn Albrechts und Elisabeths, von seinem ganzen Reiche anerkannt, den Thron besteigen, während für die Zeit seiner Unmündigkeit Johann Hunyad zum Gouvernator des Reichs gewählt wurde.

War es Klona und Odön nicht gegönnt worden, durch ihre kühne Tat dem Bruderkriege in ihrem Vaterlande vorzubeugen, so wurden sie von der Königin doch reich belohnt. Mit kostbaren Geschenken huldvoll ihres Dienstes enthoben, mit ihrem Vetter, dem tapferen Büchsenmeister, vermählt und mit einem großen Freigute bei Güns belohnt, wurde die einstige Hofdame Klona Kotanyi die Stammutter eines noch jetzt blühenden Geschlechts.

### Geburtstagsbescherung.

Die Gattin sticte,  
Die Älteste sticte,  
Die Zweite sticte,  
Die Dritte sticte,  
Und keine stricte  
Und keine sticte.

Hab' jetzt ein Paar gesticte Schuh'  
Und keinen ganzen Strumpf dazu.



Wie schön  
ist Gottes  
Welt!

Wie schön ist Gottes Welt! — seufzte Herr Liborius Gerst, als er wie alltäglich pünktlich um dreiviertel sieben Uhr früh auf die Straße trat, um in die Geschäftsstube zu gehen. Langsam schritt er und atmete mit vollen

Jügen die Morgenluft. Ueppig grüntem die Bäume, Rosen blühtem in den Vorgärten der Häuser. Angstlich, als suchten sie Verlorenes, schautem seine Augen umher und dann sahen sie traurig zum Himmel. „Wie schön ist Gottes Welt! Aber es muß wohl Menschen geben, so ist es sein Wille, für welche die schöne Gotteswelt nichts bietet als Bitternis. Keine Seele erfreuen sie und genießen selbst trotz des heißen Begehrens in ihrem Herzen keine Freude. Sie haben Augen, um zu sehen, und Ohren, um zu hören — und doch ist all die sommerliche Pracht, das heitere Grün, der heitere Himmel, der Vogelgesang, welcher lieblich tönt, nicht für sie. Ihnen gehört nur der dämmernde Abend und die dunkle Nacht. Ausschlossen sind sie vom freudigen Licht. Rechnen . . . und immer rechnen . . . kein Sonnenstrahl dringt in die moderige Stube und betupft, wie ein Gruß vom frohen Draußen, die düstere Tapete. Freude gibt es ringsum die Fülle — aber nicht für mich, der nicht einmal das Glück der Kindheit kannte. Als ich ein kleiner Bube war, mußte ich hart arbeiten, während die anderen spielten; kaum zwölf Jahre alt geworden, brachte mein Vater mich in die Lehre . . . und dann . . .“

Herr Liborius senkte die Augen, als habe er kein Recht, auch nur flüchtige Minuten an der Gotteswelt sich zu erfreuen.

„Und dann,“ seufzte er, „nach harten Lehrjahren, welche meinen Rücken krümmten, saß ich an demselben Pult, in derselben Stube, deren rauchgeschwärzte Tapete immer dunkler wurde, und rechnete und schrieb. Heut sind es fünfzig Jahre, seit mein armer Vater mich in die Lehre gebracht.“

Bei dem Großvater selig des jetzigen Besitzers der alten Firma S. Klein & Söhne war er als Lehrling und Gehilfe gewesen, fast dreißig Jahre hatte

er dem Vater gebient und hielt nun, als auch dieser gestorben war, seit manchem Jahre bei dem jungen Herrn aus. Immer dasselbe wiederholend, gleich dem Tictack des Pendels der großen Uhr in der Geschäftsstube, eintönig gleichförmig war ein halbes Jahrhundert vorübergezogen wie ein nebeliger Tag — morgens um sieben Uhr in die Geschäftsstube, abends um sieben Uhr heim und dazwischen eine knappe Stunde für das Mittagbrot. Wie er so jahrein jahraus emsig rechnend und schreibend über seinen Büchern saß und immer nur eintrug, was ewig und ewig sich wiederholte, war ihm sein Leben geworden wie ein ödes, endloses Rechenexempel.

Wie er jetzt langsam ging und Rückschau hielt auf ein halbes Jahrhundert, sagte er sich immer wieder: „Gerechnet habe ich — gerechnet und verrechnete mich nie — alles stimmte — und alles so akkurat, daß nicht einmal ein Haarstrich verschwamm. Hätten all die Zahlen Leben, die ich mit sicherer Hand hingeschrieben, könnten sie reden, keine würde mich anklagen, daß ich sie an eine falsche Stelle gesetzt oder, wenn irgend einmal eine bittere Laune mich erfaßt, ihr eine ungefällige Gestalt gegeben. Alles akkurat — und alles stimmt — nicht ein einziges Mal verrechnet. Verrechnet habe ich nur das Exempel meines Lebens. Wie schön ist Gottes Welt! Aber nicht für mich.“

Beschwert von traurigen Gedanken, wie sie noch nie eine solche Gewalt über ihn gewonnen, betrat er die niedrige Geschäftsstube und öffnete die Fenster, welche auf den schmalen Hof sahen. Außer dem Doppelpult und den Regalen enthielt dieselbe nur noch einen Schrank mit der Kopierpresse, ein Tischchen, den Pultschemel und einige Stühle. An der Wand, den Fenstern gegenüber, hing neben der Uhr ein altes Bild in einem alten Rahmen, den seligen Herrn Johannes S. Klein darstellend, bei dem Herr Liborius vor fünfzig Jahren in die Lehre getreten war. Herr Liborius, welcher sonst, wenn er die Geschäftsstube betrat, nur Augen für seine Contobücher hatte, trat heut, ehe er nach der Feder griff, vor das Bild seines alten Herrn und sah es voll Wehmut an. Seit dem Tode des Vaters des jetzigen Besitzers arbeitete Herr Liborius allein in der alten Geschäftsstube. Seinen Chef sprach er in der Regel nur zweimal am Tage, wenn er zu bestimmten Stunden hinüber in dessen Kabinett ging, um Rapport zu erstatten und Befehle, die kurz gegeben wurden, entgegenzunehmen. Dieses Alleinsein den langen Tag über stimmte ihn mitunter so trübe, daß er das Gefühl hatte, er arbeite in einem Zellengefängnis. Wie er nun unverwandt das Bild ansah, kam ihm deutlich die alte Zeit wieder in das Gedächtnis, wo er mit dem alten Herrn an demselben Pulte gearbeitet. Herr Johannes S. Klein war ein strenger Mann gewesen, rauh in seinen Aeußerungen, der an sich selbst große Anforderungen stellte und ein gleiches von denen forderte, welche unter seinem Befehl standen. Aber unter der rauhen Außenseite schlug

ihm ein warmes Herz und er kehrte nie den trotzigsten Herrn heraus, der hoch über seinen Untergebenen steht. War einmal weniger zu tun, so begann er auch wohl ein gemüthliches Gespräch und scherzte und lachte, erzählte von seiner Familie, von seinen Reisen in England und Spanien und pries den Kaufmannsstand als den höchsten und edelsten in der weiten Welt. Was ein rechter Kaufmann ist, befehle er oder diene er, trägt den Kopf hoch, und stolz schaut er um sich. Ohne sein emsiges Schaffen lebten die Menschen kümmerlich, verkämen in Elend und Dummheit. Das Höchste wie das Geringste schafft er ihnen. Sein gewaltiger Arm reicht über den Ozean und die hemmenden Berge, aus der Erde holt er Schätze. Denn was die Menschen wirken, wirken sie für den Kaufmann, den Mittler, den Verteiler. Wissenschaft und Kunst dienen ihm, für ihn schafft man in den Fabriken, und der Segen des Landmanns strömt in seine Hände. Dem gebietenden Kaufmann gehört die Welt, und als vor Jahrhunderten jene Kaufleute, die Medici, Fürsten wurden, gewannen sie dadurch nicht an Hoheit. Herr Johannes S. Klein sagte das alles aus Überzeugung und trug auch noch in seinem Alter, wie er es vom Kaufmann verlangte, den Kopf hoch und schaute stolz um sich. Herr Liborius hatte ihn nie recht begriffen, wenn er so redete. Ob einer befehlt oder ob einer gehorcht, das schien ihm ein gewaltiger Unterschied, und er meinte auch, der Prinzipal würde sich gewundert haben, wenn es ihm, dem Buchhalter Liborius Gerst, eingefallen wäre, den Kopf so recht hoch zu tragen und stolz um sich zu blicken. Seine trübe Kindheit und die schweren Lehrjahre hatten im Gegentheil die Empfindung in ihm geweckt, er sei ein recht armseliges Menschenkind, der Niedrigsten einer, und es stehe ihm ganz und gar nicht an, daß er groß tue. Erzählte nun Herr Johannes von England und von Spanien und wie er einmal in Bremen im Handumdrehen ein gewichtiges Geschäft abgeschlossen, welches ihm eine bedeutende Einnahme geschafft, erzählte er von seinem Gewinn, der stetig wuchs, und wie er kraft seiner Arbeit eine Stellung im Städtchen sich errungen, daß er nicht einmal dem Bürgermeister weiche: da fand Herr Liborius das alles recht schön und ergötlich, er gönnte dem Alten seinen Stolz, aber er konnte nicht begreifen, weshalb nun er in seiner bescheidenen Stellung, aus welcher herauszukommen er keinen Ausweg sah, gleichfalls den Kopf hoch tragen müsse. Im Gegentheil: je erhabener der Alte sich fühlte, je geduckter kam Herr Liborius sich vor.

Das Zusammenleben mit dem alten Herrn trat ihm recht deutlich in das Gedächtnis und es war ihm sogar, als würde das nachgebunkelte Bild lebendig, beugte sich aus dem Rahmen und redete zu ihm. Und wahrhaftig, jetzt vertieft sich's um die Lippen zu jenem drolligen Zuge, der jedesmal sich zeigte, wenn Herr Johannes mit sich zufrieden war — gerade jetzt erzählt er die Geschichte von dem großen Handelsabluß zu Bremen. —

„Also sitzen wir in der Trintstube und ich sage: „Dies ist mein Preis. Ist's Euch recht, so schlägt ein.“

Gewichtig schüttelt der Bremer den Kopf.

„Um diesen Preis meine Ware loszuschlagen,“ sagt er und nippt vom guten Gewächs, „ist mir ebenso unmöglich, wie es Euch unmöglich ist, Gevatter, den Humpen da vor Euch, der bis zum Rande gefüllt ist, in einem Zuge zu leeren.“

Ich blinze in den goldigen Wein.

„Meint Ihr?“ lache ich. „Und wenn ich ihn leere auf einen Zug . . .“

„Dann gilt's, Gevatter. Und Ihr habt die Ware um Euren Preis.“

Laut lacht er und nippt vom Wein, dann lacht er wieder.

„Topp! Ein Mann, ein Wort!“

Weiter sage ich nichts — weiter kein Sterbenswörtchen — und fasse den Humpen — und setze an — der Wein ist schwer und durchrieselt mich . . .

„Sie haben den Humpen leer getrunken?“ fragte erstaunt Herr Liborius — ganz so, wie er damals gefragt, als der alte Herr ihm die verwunderliche Geschichte erzählte.

Bis auf die Nagelprobe! Das versteht sich. Und mein Bremer schlägt auf den Tisch und sagt: „Ein Kaufmannswort! Die Ware ist Euer. Was übrigens Euren Durst betrifft, Gevatter, den hole der Teufel!“

Später aber, lieber Gerst, hat er meinen Durst gepriesen. Denn wir haben die Jahre über noch manches Geschäft gemacht, an welchem wir beide gewannen. Ja, ja, ein rechter Kaufmann muß vieles verstehen, vor nichts darf er zurückschrecken. Das heißt: Alles zu seiner Zeit. Und jetzt wollen wir arbeiten.

So hatte Herr Liborius mit dem Bilde gesprochen, und das Bild hatte ihm die Geschichte von dem großen Handelsabschluß in Bremen erzählt. Und wie es redete: „Alles zu seiner Zeit. Und jetzt wollen wir arbeiten,“ da fuhr Herr Liborius zusammen, strich sich über die Augen und nahm ein Contobuch zur Hand, welches er aufschlug. Er nahm auch die Feder und wollte schreiben. Aber sonderbar! Die Zahlen, welche er ein halbes Jahrhundert lang bemeistert, spielten heut den Meister und wollten sich nicht regieren lassen. Er hielt die Feder in der Hand und starrte auf das halbbeschriebene Blatt. Kribbelnd bewegten sich die Zahlen vor seinen Augen und begannen zu wispern und zu raunen, sie erzählten ihm eine alte Geschichte, leise und doch deutlich. Auch die störenden Gedanken zu vertreiben. Der alte Herr war schon lange unter der Erde. Fünfundzwanzig Jahre zähltest du. Das war in derselben Geschäftsstube, an demselben Doppelpult, und dir gegenüber

arbeitete des alten Herrn Sohn, Herr Peter J. Klein, der keinem je ein liebevolles Wort gegönnt. Denkst du, Liborius, seiner Schwester, die damals blühte in holber Jugend? Denkst du ihrer Augen, welche groß und verlangend dich ansahen? ihrer linden Stimme, die mit leisem Jubel deinen Namen rief? Denkst du daran? Und wie sie dir im Traum erschien, ihre blonden Haare leuchteten wie ein Heiligenschein und du glaubtest, sie sei ein Engel, unerreicher dem sterblichen Menschen? Und wie tags darauf ihr Bruder, dein Prinzipal, hatte für einige Stunden aufs Land fahren müssen und dein Engel zu dir in diese alte Geschäftsstube schlüpfte? Wie ihr euch umfangen gehalten und geküßt? Denkst du daran, Liborius? Keiner war Zeuge als wir Zahlen in den dicken Büchern, die wir unsterblich uns immer wiederholen. Es war eine kurze Minute voll Jubel . . . ein Sonnenblick am Nebeltage, welcher endlos scheint — und wenn er versank, kommt die sternlose Nacht. Ihr Bruder, dein Prinzipal, hätte sie dir armen Burschen nie gegeben. Das wußtet ihr und habt ihn auch nicht darum gefragt. Er verheiratete sie einem andern, einem ungeliebten Manne — willenlos ließ sie es geschehen. War es ihre Sünde, daß sie von dir sich losriß, so hat sie schwer gebüßt. Ihr Mann mißhandelte sie, ergab sich dem Trunk, dann verkam er. Früh welkte sie und lebt nun einsam — wie du . . .

Wie so die Zeugen seiner glücklichen Minuten, die Zahlen, zu ihm redeten, seufzte Herr Liborius schwer auf und Tränen füllten seine Augen. Einsam lebt sie — wie ich. Das Gedenken an sie kam ihm nicht aus dem Sinn. Einsam wir beide und hätten doch gemeinsam ein Leben führen können voll stillen Glückes. Nicht der Besitz macht den Menschen reich — reich macht ihn die treue Pflichterfüllung und die Liebe, die gibt und nimmt. Nur im Bewußtsein liegt der Reichtum der Menschen — ach und im Bewußtsein liegt auch diese schreckliche Sünde . . . diese Armut. So ging ich allein durch das Leben all die langen Jahre . . . und auch sie ist einsam . . . weshalb? weshalb?

Unaufhörlich fliegen seine Tränen und verschleiern ihm die Augen. Durch den Schleier schaut er ihr süßes Bild . . . sie sieht ihn an mit verlangenden lieben Augen . . . es wirrt sich ihm im Kopf . . . und er hört, wie die guten Zahlen heimlich wispern und raunen.

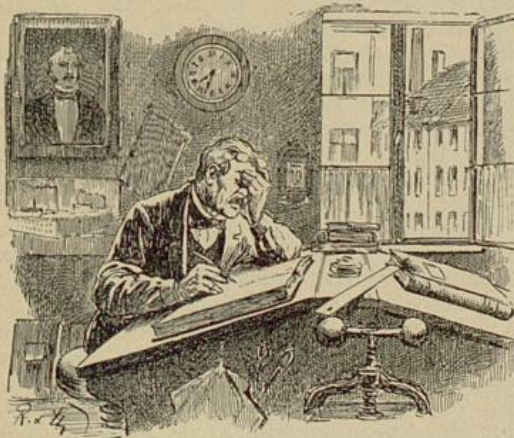
Einsam in Gottes schöner Welt! Das ist der Lohn für fünfzigjährige rastlose treue Arbeit. So viel Bitternis überwältigt ihn, daß er hätte aufschreien mögen vor Seelenschmerz. Seines alten Herrn gedenkt er, des einzigen, der ihm hie und da ein mitteilbares Wort gegönnt . . . und seines Sohnes Peter J. Klein, der Jahr auf Jahr ihm gegenüber gesessen, ohne nur ein einziges Mal zu ihm geredet zu haben, wie der Mensch zum Menschen spricht . . . der knauernd nichts gekannt als seinen Vorteil . . . der nicht der stolze Kaufherr gewesen, wie Herr Johannes ihn gewollt, hochgehoben den

Kopf mit dem weitsehenden Blick . . . der verachtend auf ihn herabgeblickt, auf Liborius Gerst, welcher mit aller Kraft an der Größe des Hauses S. Klein & Söhne geschafft. Und Herr Liborius gedenkt seines jetzigen Prinzipals, dessen Rede alle fürchten, der in dummer Hoffart kaum einen Gruß erwidert.

Was in langer Pein sich angesammelt, der Schmerz seines vereinsamten Lebens, die Gleichförmigkeit, die tödlich ist, all der Mangel an Sonne und Liebe — jetzt, zurückgedrängt, bricht es hervor, daß er aufschluchzt wie ein Kind.

„Alles zu seiner Zeit. Und jetzt wollen wir arbeiten.“

Deutlich vernimmt Herr Liborius diese mahnenden Worte. Sie kommen von der Wand her, wo das



Einsam in Gottes schöner Welt! Das ist der Lohn für fünfzigjährige rastlose treue Arbeit.

Bild hängt. Und es war der Ton der Stimme des alten Herrn.

Er wendet sich — die Tränen sind verfliegen — und starrt auf das Bild. Aber blöde blickt es zu ihm aus seinem dunklen Hintergrund.

„Es hat aber doch zu mir gesprochen,“ sagt sich Herr Liborius und wiederholt halblaut die bedeutsamen Worte: „Alles zu seiner Zeit. Und jetzt wollen wir arbeiten.“

Er atmet auf und beugt sich über das Contobuch. Seine Augen sind jetzt ganz frei, und was er sieht, ist nicht der Spuk eines Bildes oder der Zahlen, welche vor seinen Augen sich verwirren.

Das halbbeschriebene Blatt des großen Contobuches ist naß und die Zahlen sind zum Teil verwischt — verwischt von seinen Tränen, welche das Leid ihm entpreßt, das er fünfzig Jahre lang still in sich getragen! Erst ist er starr vor Schrecken — seine Bücher waren ihm wie ein Heiligtum, in denen er nichts Unsauberes geduldet.

Wie allmählich wieder Leben in ihn kommt, packt er das Buch, wirft es auf das Pult und lacht auf in wahnwitziger Verbitterung.

Durch die geöffneten Fenster trägt sich das Lachen

in das Comptoir im Vorderhause, daß die jungen Leute, welche dort arbeiten, aufforchen, und es trägt sich in das Kabinett des Herrn Engelbert P. Klein, des Prinzipals.

„Ist der alte Esel verrückt geworden?“ fragt er sich unwirsch. „Statt seine Pflicht zu tun, macht er sich einen Spaß — in meiner Geschäftsstube — am Morgen — meine Zeit, denn ich bezahle ihn, stiehlt er mir. Da schlägt die Uhr — halb neun — er hätte schon bei mir sein müssen, um meine Befehle entgegenzunehmen. Rede soll er mir stehen . . .“

Zornig springt er auf und geht, ohne die Grüße seiner Angestellten zu beachten, durch das Comptoir. Sein Gesicht glüht, und in den Augen ist ein Flackern, daß die jungen Leute gleich wissen: jetzt bricht ein Gewitter los.

„Spitzt die Ohren, Kinder,“ flüstert einer der Comptoiristen. „Ich wette, daß er's dem Buchhalter gründlich steckt. Ubrigens hätte ich's nie geglaubt, daß der Alte im Stande wäre, so aus vollem Halse loszulachen.“

„Wahrscheinlich guckte er gestern abend zu tief ins Glas,“ meint ein anderer und schüttelt sich vor Lachen. „Da schlägt die Tür zu. Wichtig, er ist bei dem Alten in der Geschäftsstube.“

Die Federn ruhen. Es ist ganz still im Comptoir. Die jungen Leute spitzen die Ohren.

Herr Engelbert P. Klein ist in die Geschäftsstube getreten und hat die Tür hinter sich zugeworfen. Ein scharfes Wort will er seinem Buchhalter sagen, will sich das Lachen verbitten und ihm vorhalten, daß er es verabsäumte, zur rechten Stunde zu ihm in das Kabinett zu kommen. Wie er aber den Alten sieht, der jetzt ganz still geworden ist und an das Pult gelehnt, bleich und verstört dasteht, erstirbt ihm das Wort und er muß sich sammeln, ehe er redet.

„Was ist mit Ihnen?“ fragt er und sieht Herrn Liborius von der Seite an.

Betroffen durch dessen bleiches Gesicht und die unstätigen Augen, hat er ruhig und milde sprechen wollen, aber wider seinen Willen zitterte die Erregung in ihm nach, so daß sein Wort rauh klang, und in dem Seitenblick lag etwas Hohnisches und Lauerndes.

Herr Liborius nahm sich zusammen, um seine Aufregung zu bemeistern.

„Mit mir ist heut etwas Besonderes,“ sagte er.

„Darf man wissen, was mit Ihnen ist?“ fuhr Herr Klein auf, welcher durch die kurze Antwort sich gekränkt fühlte.

„Es ist heut ein besonderer Tag . . .“

„Daß ich nicht wüßte . . .“

„Wie sollten Sie es auch wissen, Herr Klein, obgleich es, wie ich so denke, auch Ihr Geschäft angeht. Ein Gedenktag ist heut — heut vor fünfzig Jahren, da Ihr seliger Großvater das Regiment hatte, trat ich als Lehrling in das Haus S. Klein & Söhne . . . fünfzig Jahre sind eine lange Zeit, und da . . .“

„Und da halten Sie es für nötig, Ihren Dienst

zu vernachlässigen . . . durch Geschrei die Arbeit anderer zu stören. Also fünfzig Jahre lang haben Sie unser Brot gegessen und . . .“

„Herr Klein!“

Herr Liborius zählte den Namen und sah seinen Prinzipal so herausfordernd feindlich an, daß dieser unwillkürlich einen Schritt zurücktrat.

„Es ist nicht edel, einen alten Mann zum Lohn für treue Pflichterfüllung zu beleidigen,“ sagte Herr Liborius, der mit Selbstüberwindung sich den Zwang antat, ruhig zu sprechen. „Nicht Ihr Brot, Herr Klein — mein Brot aß ich, welches ich, oft meine Kräfte bis zum Äußersten spannend, erarbeitete.“

„Was ist da Besonderes? Wer nicht arbeitet, ist ein Lump, und geschenkt wird hier nichts.“

„Sie sollten sich schämen, so zu mir zu sprechen . . . zu mir, dem Sie doch wohl einigen Dank schulden.“

Herr Liborius war dicht vor seinen jungen Prinzipal getreten. Jedes Wort sprach er gedehnt langsam, daß es schneidend klang wie eine Anklage.

Herr Engelbert K. Klein lachte auf. Es war das heisere Lachen der Wut.

„Dank? Ihnen? . . .“

„Dank, Herr Klein, gebührt jedem treuen Arbeiter. Mein Leben opferte ich Ihrem Geschäft . . . und ich meinerseits danke dieses Pflichtbewußtsein Ihrem seligen Großvater, der, wenn er heut lebte, ehrlich genug wäre, mir dankend — dankend, Herr Klein! — die Hand zu schütteln. Im übrigen handelte ich töricht. Ich hätte Sie kennen sollen. Besser wäre es gewesen, ich würde still für mich behalten haben, was heut vor einem halben Jahrhundert geschehen. Sie haben kein Verständnis dafür. Und nun, wenn's Ihnen gefällig ist, geben Sie mir Ihre Anweisungen.“

„Vorher ist noch eine Kleinigkeit zu erledigen.“

„Befehlen Sie.“

„Ihr Betragen ist unerhört. Wollen Sie weiter in meinem Hause arbeiten, so bitten Sie mich um Verzeihung.“

„Ich — Sie? Vor dem Bilde des seligen Herrn? Hier haben Sie meine Kündigung. Am ersten Oktober gehe ich meiner Wege.“

„Schön, sehr schön. Sie können gleich gehen, augenblicklich. Bis zum ersten Oktober steht Ihnen Ihr Gehalt zu.“

Herr Liborius warf einen hastigen Blick auf das Bild an der Wand, als nähme er von dem alten Herrn Abschied, dann griff er nach seinem Hut und ging hinaus. Auf dem Korridor traf er den Markthelfer, welcher ihm einen Brief übergab, adressiert an Herrn Liborius Gerst, Buchhalter bei Herren S. Klein & Söhne. Herr Liborius steckte den Brief zu sich und ging weiter.

Als er in die Luft trat, fühlte er eine sonderbare Schwere in seinen Gliedern, daß er zitternd kaum sich weiterschleppen konnte, wüßt reichten sich in seinem Kopfe die Gedanken und in einem Gedanken einten sie sich immer wieder, daß man ihn hinausgestoßen wie einen Hund . . . und das war der Lohn dafür,

daß er, für andere schaffend, das Exempel seines eigenen Lebens falsch geredet.

Langsam schritt er den städtischen Anlagen zu, allmählich tat ihm die Sommerluft wohl, er wurde ruhiger und hielt bei sich Einkehr.

„Ich hätte ihn kennen sollen,“ sagte er sich. „Er ist nicht wert, ihm ein vertrauliches Wort zu gönnen. Der Hochmut verdarb ihn. Aber es war eine unsichtbare Gewalt, die mich zwang — da mußte ich reden. O mein Gott! Keine Seele habe ich, um auszuschütten, was mich beschwert. Vielleicht ist's besser so . . . vielleicht finde ich anderswo einen Unterschlupf. Von den Zinsen meines Ersparten zu leben, das wäre ein Kunststück. Sind die Leute jung, so leben sie wohl eine Weile von larger Nahrung . . . die Hoffnung hält sie aufrecht . . . Vertrauen in das eigene Können. Ist einer jung, so stärkt ihn wunderbar die frische Luft, die atmet er mit frischen Lungen . . . man sagt ja, daß freudige Jugend leben könne von wenig mehr als Luft und Liebe . . . junge Lungen gehören dazu . . . und das liebe Geschöpf, das deines Seins ein Teil ist . . . in dessen Augen du den Himmel schaust . . . das dich aufrecht hält . . . dich tröstet, wenn du zu sinken drohst. Eine gute Minute war mein . . . da lag sie an meinem Halse . . . diese eine jubelnde Minute barg meines Lebens einziges Glück . . . sie verjant und um mich trauert die sternlose Nacht.“

Ohne des Weges zu achten, war Herr Liborius tiefer in die Anlagen geraten, wo die Wege nicht mehr gepflegt sind und Gebüsch und Wiesen verwildern. Vor ihm breitete sich eine verfallene Laube, von schlingendem Unkraut, kletternden Winden überwuchert, in deren Mitte eine Holzbank stand. Herr Liborius trat ein. Die schattende Dämmerung tat ihm wohl, wenn auch im ersten Augenblick ihn, dem das Accurate zur zweiten Natur geworden war, all das Willkürliche, das der Gärtnerschere entbehrt, sonderbar anmutete. Mit dem Taschentuch stäubte er sich ein Plätzchen rein und setzte sich. Behaglicher war es hier im lauschigen Grün, im Weben der rastlosen Natur und umzwischert vom Vogelgesang, als mütterseelenallein am Doppelpult die immergleichen Zahlen in Reihe und Glied zu stellen und zu achten, daß diese seine Truppen sorglich sauber ausschauen, daß die Haarstriche von den Grundstrichen säuberlich sich sondern, daß nicht etwa dickbäuchige Mannschaften die zierlichen Reihen unterbrechen. Kein blutjunger Leutnant, der zeigen will, wer er ist, konnte auf die Nacktköpfe der Soldaten mehr acht haben, als Herr Liborius auf die Sauberkeit seiner Zahlentruppe. Jetzt hat er ausgedient — ist entlassen worden ohne Pension — pfui, wer wird auch Dank verlangen! Nun ist er erst recht einsam . . . keiner denkt an ihn . . . nicht einer auf der schönen Gotteswelt. Aber es muß doch wohl irgend ein Mensch mit ihm zu schaffen haben wollen . . . in der Aufregung vergaß er den Brief, welchen ihm der Markthelfer übergeben. Was mag man von mir wollen? Niemanden schulde ich ja einen

Pfennig. Was frage ich mich auch . . . ich brauche ja nur das Couvert zu öffnen.

Er greift in die Brusttasche und zieht den Brief hervor. An dem weißen Couvert ist gar nichts Besonderes, auch die Handschrift zeigt keinen besonderen Charakter, es fehlt ihr der Zug, wie ihn lange Übung verleiht, aber sie ist außerordentlich regelmäßig, feiertagmäßig; je mehr er sie ansieht, je mehr schmeichelt sie sich ihm ein, es ist etwas in ihr, das ihm wohlthut, etwas seiner Art Verwandtes, das zierlich Accurate. Wer mag der Schreiber sein? Seit Jahren erhielt Herr Liborius nur einmal im Jahre einen Privatbrief, und zwar von einer nicht so üblen jungen Frau: eine Neujahrsgratulation von der Besitzerin der Gartüche, wo er sein Mittagbrot einnahm. Ob auch jetzt wohl eine Dame mir schreibt? Erst kam ihm dieser Gedanke so drollig vor, daß er vor sich hin lachte, dann aber wurden seine Züge ernst und feierlich. Gedenkt die Einsame des Einsamen? Sie kennt alles, was auf mich Bezug hat . . . sie weiß ja wohl, daß ich heut vor fünfzig Jahren bei S. Klein & Söhne eintrat. Gedenkt sie mein . . . heut? Es wäre der Wonne zuviel . . . sie schenkte mir damit die zweite Glücksmminute meines armen Lebens, die mich aufrecht halten würde bis an mein Ende.

Mit bebender Hand öffnet er das Couvert und liest:

Die Blume zürnt nicht dem Regen,  
Daß er ihren Grund zerkwühlt —  
Sie dankt ihm für den Segen,  
Der ihre Wurzeln bespült.

So laß auch du dein Klagen,  
Blick' vorwärts und nicht zurück —  
Wer niemals Leid getragen,  
Kennt nicht der Erlösung Glück.

Nur diese Zeilen enthielt der Brief. Obgleich Herr Liborius nie ihre Handschrift gesehen, mußte er's gleich und ein Gefühl innigen Dankes ward in ihm rege: es ist ein Gruß von ihr. Das waren die Verse, welche er ihr in das Album geschrieben, wenige Tage, nachdem sie zu ihm in die Geschäftsstube gekommen.

Wer niemals Leid getragen,  
Kennt nicht der Erlösung Glück —

wiederholte er und führte das Papier, welches ihre liebe Hand berührt, an seine Lippen. Dann steckte er den Brief zu sich und verließ die Laube. Jetzt trägt er ein Amulett, das ihn hiebssicher macht — Hiebe mag's nieder auf ihn regnen, Arges mögen ihm die Menschen antun — was soll es ihn kümmern? Ihn trifft's ja nicht. Geseit ist er gegen Hieb und Stich, und hat er auch des Lebens Bitternis auszukosten, ihn sichts nicht an — sein Amulett bewahrt ihn, und mit jugendlicher Lust empfindet er: Wie schön ist Gottes Welt!

So jubilierten, lustig wie die Vögel im Gezweig, Herrn Liborius' Gedanken, als er, hochgehoben den Kopf wie einer, welcher das Glück gepachtet hat, durch die Anlagen seiner Wohnung zuschritt. In

ihrer Luft wurden seine Gedanken immer toller und erstiegen schließlich eine so schwindelnde Höhe, daß er sich zujuchzte: „Liborius, du bist ein Glückspilz!“ Ein Echo mußte in seinem Herzen sein, das wiederholte: „Glückspilz! Glückspilz!“

„Einer Wonne, wie sie mich ergreift, kann nur einer teilhaftig werden, welcher des Lebens Schwere erduldet . . . erlöst kann nur werden, wer litt. Das ist das Schöne im Leid, daß aus ihm, wie um so strahlender die Sonne aus düsterem Gewölk tritt, das hellste Glück sich ringt. Mein hat sie gedacht, die Einsame des Einsamen. Nun ist das Wunder vollbracht. Sehen wir uns auch nie wieder, wird uns keine Gelegenheit, voneinander auch nur zu hören, so flattert doch zwischen uns ein verbindendes Band — nahe sind wir uns, wenn auch fern — wir sind nicht mehr einsam.“

In seiner frohen Stimmung so mit sich selbst redend und Umschau haltend über die Pracht ringsum, war er vor dem Hause angelangt, in welchem er ein bescheidenes Zimmer im ersten Stock inne hatte. Mein Jubiläum feiere ich also nicht allein, dachte er, als er die wenigen Stufen erstieg — wir sind beisammen — wenn auch nur in Gedanken.

Zu dem Bewußtsein, als freier Mann sein Zimmer zu betreten, nahm er den Schlüssel und wollte die Tür öffnen. Aber der Schlüssel drehte sich nicht, und wie er rüttelte, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß sein Zimmer zwar nicht verschlossen, aber von innen verriegelt war. Im ersten Augenblick glaubte er, die Witwe Drschler, seine Zimmervermieterin, mache sich bei ihm zu schaffen, wenn er auch nicht begriff, weshalb sie den Riegel vorgehoben.

„Frau Drschler,“ rief er, „ich bin's. Machen Sie gefälligst auf.“

Zurück rief es: „Gleich, lieber Liborius, gleich.“ Lieber Liborius! Seine Mutter hatte ihn so gerufen. So schmeichelnd rief noch eine seinen Namen und küßte seine Lippen. „Barmherziger Gott! Diese Fülle des Glückes — es ist zu viel! Ihre liebe Stimme war es. Gib mir Kraft, Gott, dieses Glück zu tragen!“

Vor tiefinniger Freude ist Herr Liborius verstummt. Geduldig harret er wohl eine Minute, ohne sich zu regen.

Nun klirrt der Riegel. Die Tür geht auf. Ein Glanz ist in seinem Zimmer, der überirdisch scheint. Engel strahlen so auf den frommen Bildern. Er steht auf der Schwelle und wagt nicht einzutreten. Da fassen ihn zwei Hände und ziehen ihn in das Zimmer. Die Tür wird geschlossen.

Eine Dame mit grauem Haar steht ihm gegenüber, sieht ihn voll in die Augen und geleitet ihn zu dem Rundtisch vor dem Sofa. Der ist mit einer weißen Serviette bedeckt, und darauf stehen brennende Lichter. Herr Liborius zählt nicht. Unwillkürlich denkt er an seine Kindheit, wie es daheim an seinem Geburtstage gewesen. Und da weiß er's: um das große bunte Licht, das sein Lebenslicht ist, brennen

fünfzig Kerzen — die bedeuten die fünfzig Jahre, welche er treu dem Hause S. Klein & Söhne gedient.

„Lieber Liborius!“

Er zuckt zusammen, und ein Zittern geht durch seinen Körper.

„Es ist ja eben erst zwölf Uhr. Du kommst früher, als ich dich erwartete, deshalb mußt du warten — verzeihe.“

„Lise!“ schluchzt Herr Liborius, ergreift die Hände der Dame und bedeckt sie mit Küssen. „Mein hast du gedacht!“

„Dein vergaß ich nie. Daß du mir noch immer teuer bist, Liborius . . . daß ich dich hochhalte, der du dein Lebensglück deiner Pflicht untergeordnet . . . endlich einmal wollte ich's dir zu erkennen geben. Ich weiß, daß in diesem Augenblick mein seliger Vater auf uns niederblickt . . . daß er dich segnet . . . daß der Dank, den ich dir ausspreche . . . Dank für die Treue, mit welcher du für unser Haus geschafft . . . auch der Dank des Heimgegangenen ist. Wie ich neulich in alten Papieren blätterte, kamen mir Notizen zur Hand, aus welchen ich erjah, daß du heut vor fünfzig Jahren bei S. Klein & Söhne eingetreten. Ich wußte, daß mein Nefse davon nicht unterrichtet sein konnte, und unterließ, es ihm mitzuteilen, weil er ja doch keiner edleren Gemütsregung fähig ist. Ich aber beschloß, dich aufzusuchen . . .“

„Und sendetest mir erst deinen Gruf . . . die Worte aus deinem Album . . . schon sie waren für mich eine Erlösung —

Wer niemals Leid getragen,  
Kennt nicht der Erlösung Glück.“

„Ja, bereits am Morgen sollte dir mein Gruf sagen, daß ich dein gedente. Und dann hat ich deine



Herr Liborius ergreift die Hände der Dame und bedeckt sie mit Küssen.

Wirtin, mir dein Zimmer aufzuschließen. Sie traute meinem ehrlichen Gesicht, und da zündete ich dir die Ehrenkerzen an — jede bedeutet ein ehrenvoll durcharbeitetes Jahr.“

„Ich finde keine Worte, dir zu danken . . . mir ist das Herz so voll. Dich wiederzusehen . . . o das

Glück!“ Wieder ergriff er ihre Hände und ließ den Blick nicht von ihr. „Laß mich in dein liebes Gesicht sehen . . . deine Haare sind ergraut . . . auch die meinen bleichten . . . traurig versank unsere Jugend . . . ihr Glück kehrt nicht wieder.“

„Wir haben ja keinen Grund zu verzagen, Liborius. Das Glück der Jugend kann freilich nicht wiedertehren. Aber das stille Glück des Alters wird uns zu teil. Setze dich zu mir. So ist es recht, Liborius. Beim Schein deiner Ehrenkerzen will ich dir kurz erzählen, was ich mir ausgedacht habe, um unser Leben freundlich zu gestalten. Unterbrich mich nicht. Denn wir haben ja keine Zeit. Um ein Uhr mußt du wieder in deiner Geschäftsstube sein, mußt ja vorher noch zu Mittag . . .“

Herr Liborius lachte fröhlich auf.

„Meine Geschäftsstube?“ jagte er. „Die kenne ich gar nicht mehr. Fünfzig Jahre lang war ich eingetertert. Und weil ich in dieser langen Zeit keinen Fluchtversuch machte, gab mir heut Herr Engelbert B. Klein meine Freiheit.“

„ . . . entließ dich?“ fragte Frau Elisabeth mit einer Gebärde der Entrüstung.

In behäbiger Breite, als bereite es ihm ein besonderes Vergnügen, erzählte Herr Liborius sein Morgenerlebnis und schloß mit der Beteuerung, heut sei der schönste Tag seines Lebens.

„Das hätte ich nicht geglaubt, Liborius, daß du so ein Leichtsinns bist,“ sagte lächelnd Frau Elisabeth.

„Deine Rente muß außerordentlich sein . . .“

„Eine kleine Stellung für mich wird sich finden. Einige Monate will ich Ferien haben, die sind mir zu gönnen.“

„Nein, Liborius, du mußt gleich wieder an die Arbeit, sonst kämest du aus deinem Geleise. Heut wollen wir dein Fest feiern. Aber morgen mußt du an die Arbeit.“

„Steine karren oder dergleichen,“ sagte Herr Liborius lustig.

„Seit kurzem habe ich mich in Franken angekauft, nahe einer kleinen Stadt, welche es ehemals gut unter dem Krummstab gehabt und noch jetzt behäbig fröhlich lebt. Bewaldete Hügel ziehen sich um den See, und weite Grasflächen erfreuen das Auge. In einem Flügel meines Hauses ist eine gemütliche Wohnung, die ist für den Verwalter bestimmt — und für den Verwalter bestimmte ich . . .“

„Bestimmtest du mich,“ rief Herr Liborius und sprang auf.

„Ja, dich bestimmte ich zu meinem Verwalter — gerade dich, Liborius, denn an die Kleinsche Familie bist du gefesselt mit so starken Banden, daß ich dich gar nicht mehr loslassen kann. Haarklein habe ich mir alles ausgedacht und erzähle dir's später. Wir werden viel beisammen sein . . . beisammen auch an den stillen Abenden . . . Friede wird sich breiten über den Abend unseres Lebens.“

Frau Elisabeth hatte sich vorgenommen, das Geschäftliche auch in möglichst geschäftsmäßigem Tone zu sagen. Als sie aber, während sie redete, in Herrn



Liborius' Gesicht sah, das vor inniger Freude strahlender wurde, da riß ihr Gefühl sie fort, sie lachte und weinte und sank an seine Brust.

Herr Liborius preßte sie an sich, fuhr schmeichelnd über ihr ergautes Haar, wollte reden, brachte aber kein Wort hervor.

„Das ist Erlösung!“ stammelte er endlich. „Ja, Lise, wir beide halten zusammen, bis der Tod uns trennt. In mir ist eine Lust so stürmisch und doch so voll Feier wie damals, Lise, in der Geschäftsstube, als dein Bruder, den Gott selig haben möge, über Land gefahren war.“

Im Überschwang seiner Empfindung wollte er noch mehr reden, aber da wurde an die Tür geklopft. Die Witwe Drschler trat ein und überreichte einen Brief, welcher eben abgegeben war. Sie warf einen erstaunt fragenden Blick auf die brennenden Kerzen, ohne jedoch ein Wort zu sagen.

„Fünfzig Ehrenjahre,“ sagte Frau Elisabeth, „bedeuten diese Kerzen. Heut vor einem halben Jahrhundert trat Herr Gerst in das Haus S. Klein & Söhne. Sehen Sie ihn an, Frau Drschler, wie rüstig er vor Ihnen steht! Nicht wahr, er ist fähig, jetzt in eine andere Stellung zu treten und dieselbe weitere fünfzig Jahre treu auszufüllen?“

Verblüfft stand Frau Drschler da und schaute bald auf die Sprecherin, bald auf ihren Mieter, bald auf die Ehrenkerzen.

„Ja,“ sagte sie endlich, „überall wird er gut tun. Er ist ein sehr accurater Mann, zahlt pünktlich jeden Ersten. Wer am Ersten seine Pflicht tut, das habe ich immer beobachtet, der tut seine Pflicht auch an allen anderen Tagen. Meine Gratulation und nichts für ungut.“

Diese lange Jubiläumsrede hatte sie sichtlich erschöpft, sie machte einen tiefen Knix, sah noch einmal auf die Kerzenpracht und ging langsam hinaus.

„Der Brief ist von ihm,“ rief Herr Liborius und öffnete das Couvert. „Ich werde laut lesen, denn zwischen uns soll kein Geheimnis sein.“

Frau Elisabeth nickte und reichte ihm die Hand. Herr Liborius entfaltete den Brief und las:

Geehrter Herr Gerst!

Verzäumtes hole ich hiermit nach, indem ich Ihnen zu den fünfzig Dienstjahren, welche Sie in meinem Hause verbrachten, ohne je zu einer Klage Anlaß gegeben zu haben, gratuliere. Ich würde dies bereits heut morgen getan haben, als Sie mir diese Mitteilung machten, wenn nicht eine gewisse Erregung Ihrerseits, welche ich übrigens unter so besondern Umständen begreiflich finde, ein Entgegenkommen meinerseits zur Unmöglichkeit gemacht hätte. Ich denke, daß wir dasjenige, was wir heut morgen unter vier Augen sprachen, als ungeprochen betrachten. Offen gestanden — mit einem so alten Mitarbeiter kann ich ja offen reden — wird es mir recht schwer sein, wie es sich bereits bald nach Ihrem Fortgehen bemerklich machte, ohne Ihre fernere Beihilfe — wenigstens vorläufig — mich so zurechtzufinden,

daß ich die Buchführung anderen Händen anvertrauen kann. Auch denke ich, und das ist der hauptsächlichste Grund, daß ich Ihnen schreibe — ich denke, Ihnen könne es nur angenehm sein, wieder in das alte Verhältnis zu meinem Hause zu treten. Selbstverständlich gehört der heutige Tag Ihnen. Morgen früh um sieben Uhr erwarte ich Sie in meinem Kabinett.

Ihr geneigter  
Engelbert P. Klein,

Firma: S. Klein & Söhne.

„Nun?“ fragte Herr Liborius und legte den Brief auf den Tisch.

„Ganz recht,“ antwortete Frau Elisabeth, „auf den Tisch gehört der Brief neben deine Ehrenkerzen. Auch der Brief, welcher beweist, daß die Firma S. Klein & Söhne ohne meinen Liborius schwer auskommen kann, gibt dir Ehre. Schreibe sogleich meinem Nessen, artig, aber geschäftlich, daß du sein Anerbieten nicht annimmst.“

Herrn Liborius, welcher in einer Stimmung war, daß er keinem etwas abgeschlagen hätte, ward es nicht leicht, in kaltem, geschäftsmäßigem Ton zu schreiben. Aber gewöhnt, alles, was erledigt werden mußte, ohne Säumen abzutun, setzte er sich an seinen Schreibtisch und schrieb:

Herrn Engelbert P. Klein,

Firma: Herren S. Klein & Söhne,

hier.

Geehrter Herr!

Indem ich Ihnen für Ihren Glückwunsch meinen Dank sage, bedauere ich, ein erneutes Engagement in Ihrem werten Hause ablehnen zu müssen, da die Art unserer Trennung ein weiteres Zusammenarbeiten mir zur Unmöglichkeit macht und ich überdies bereits eine andere Stellung angenommen habe. Benötigen Sie meinen Rat, so stehe ich gern zu Diensten.

Hochachtungsvoll

Liborius Gerst.

Allmählich erloschen die Kerzen, stolz zwischen ihnen ragte das hohe Lebenslicht.

„Mit diesem Brief,“ sagte Frau Elisabeth, „ist das Vergangene abgetan. Morgen, Liborius, ziehst du zu mir. Da schaffen wir gemeinsam, nicht in dumpfiger Geschäftsstube — draußen in Gottes schöner Welt. Sieh . . . das letzte Licht verflackert . . . fünfzig Jahre liegen hinter uns wie ein banger Traum. Damit wir aber nicht weiter träumen und im Traum erschlaffen, beginnen wir unter Gottes lichten Himmel ein neues ersprießliches Leben. Des zum Zeichen, du lieber Liborius, nehme ich dein Lebenslicht an mich — ich lösche es aus, daß es so bald nicht verlösche wie die anderen Lichter, welche deine fünfzig Ehrenjahre bedeuten. Und wie wir heut nicht voneinander weichen, so wollen wir treu zusammenhalten als gute Kameraden, solange wir atmen.“

„Wer niemals Leid getragen,

Kennt nicht der Erlösung Glück“

sagte, innig bewegt, leise Herr Liborius. „Mit heißem Dank empfinden wir in der Erlösung, die uns geworden: Wie schön ist Gottes Welt!“



### Der Weindieb im Pfarrhof.

Eine österreichische Bauerngeschichte von F. F. Masajdel.

Der Pfarrer von Traubendorf, der nicht wenig auf ein Gläschen alten Weines hielt, hatte im Pfarrhof einen kleinen Hausstaller, in dem nur ein paar Fäßchen Bergsträfler und Affentaler lagen. Das Kellerchen befand sich in der Nähe der Küche und man mußte, um in dasselbe zu gelangen, durch eine Falltür hinuntersteigen, die von außen zu verriegeln war. Die Wirtschaftlerin des hochwürdigen Herrn, die die Aufsicht über den Weinteller hatte, merkte schon seit geraumer Zeit, daß der Wein schneller weniger wurde als sonst, obwohl der Herr Pfarrer nicht mehr trank und sie nicht mehr schnipfte als sonst. Da im ganzen Hause außer ihr und dem Hochwürdigen niemand schlief als ein Knecht und eine Dirn, und weil der Knecht ein fester Weintrinker war, so richtete sich auf diesen natürlich ihr erster Verdacht. Sie wollte aber dem Pfarrherrn nichts davon sagen; denn sie dachte, sie werde erst dann reden, wenn sie den durstigen Schnipfer am Armel erwischt hätte. Damit sie ihn aber erwischen konnte, legte sie eine Falle auf. Spät abends, als sie nichts mehr im Keller zu tun hatte, spannte sie überzwerch eine starke Nebschnur und zwar



Spät abends spannte sie überzwerch eine starke Nebschnur.

so, daß der Dieb über dieselbefallen und außerdem noch ein leeres Faß mit großem Gepolter auf ihn herunterfallen mußte. Nachher legte sie sich ins Bett, dachte aber nicht ans Schlafen, weil sie in einem fort horchte, ob sie nicht bald ein Pumpern hören würde. Da aber alles still blieb — der Pfarrer war nicht daheim — schlief sie endlich doch ein.

Der Hochwürdige befand sich im Nachbardorf bei

einem Hochzeitschmaus, von dem er erst spät in der Nacht heimkam. Er schlich sich mäuschenstill in die Stube und dachte: „Jetzt könnt's gleich net schaden, wenn ich a Glasel Affentaler herobn hätt!“ Da er aber die Wirtschaftlerin nicht aufwecken wollte, ging er selbst hinaus, um den Wein zu holen. Dabei ging er leise auf den Zehen, damit sie nicht munter würde, weil sie sonst gebrummt hätte, daß er noch so spät in den Keller gehe. Er war aber noch nicht ganz im Keller un-



Voller Schlaf und Schrecken sprang sie aus dem Bette.

ten, als auch schon die Wirtschaftlerin durch ein furchtbares Gepolter aufgeweckt wurde.

Voller Schlaf und Schrecken sprang sie aus dem Bette, und erst als sie aus dem Keller ein dumpfes Geschrei hörte, kam sie wieder zu sich und hatte nun nichts Eiligeres zu tun, als die Falltür zuzuerfen und fest zu verriegeln. Weil sie wußte, daß niemand im Hause war — der Knecht und die Dirn waren beim Tanz, da just Kirchtag war — so schlupfte sie schnell in einen Kittel und rannte fort. Gerade gegenüber dem Pfarrhof logierte der Schullehrer, bei dem sie an das Fenster trommelte, daß das ganze Dorf in Alarm geriet. Der Schullehrer ist drüber rechtschaffen erschrocken und hat 's Fenster aufg'rissen



„Im Pfarrhof is a Dieb, i hab' 'n in Keller eing'sperrt.“

und die Wirtschaftlerin schrie aus vollem Halse: „Im Pfarrhof is a Dieb — i hab' 'n in Keller eing'sperrt — kimmt's m'r z' Hilf!“ Der alte Lehrer warf sich schnell in seinen geblühten Schlafrock und rannte fort, aber nicht in den Pfarrhof, weil er sich dort allein nicht hingetraut hätte, sondern ins Wirtshaus,